

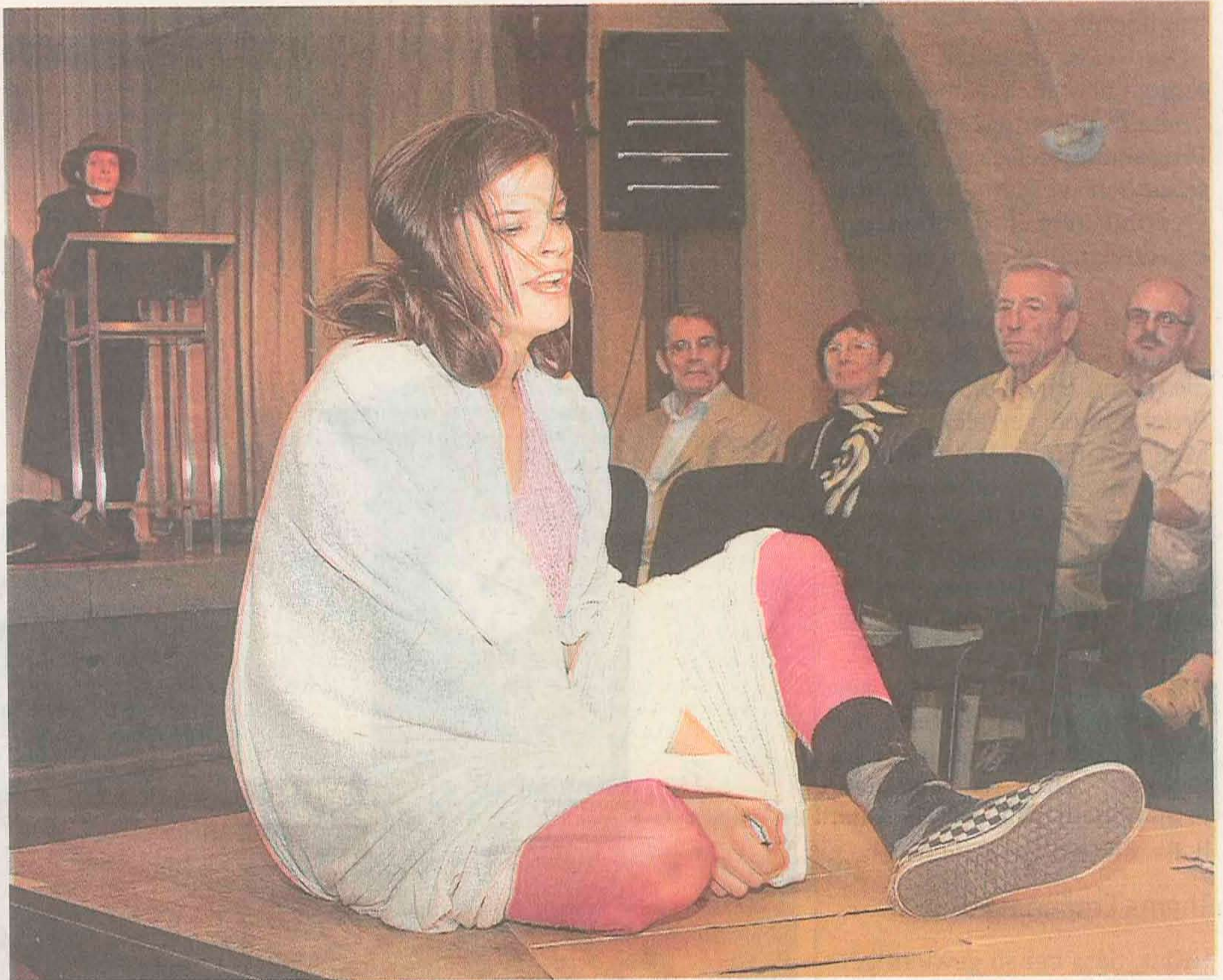
Ein Straßenkind namens Fee

THEATER Uraufführung auf Binger Bühne

Von
Gernot Blume

BINGEN. Die Materie ist in ihren Grundzügen seit 30 Jahren durch Christiane F. bekannt, aber das heißt nicht, dass der in Bingen lebende Schriftsteller Rüdiger Heins eine alte Suppe aufkocht. Sein Theaterstück „Fee: Ich bin ein Straßenkind“, das in einer Eigenproduktion der Binger Bühne mit Studenten der Schauspielschule Mainz uraufgeführt wurde, verharret weder im Schema einer dramatisierten, aber vermeintlich authentischen Feldstudie, noch missbraucht Heins die Thematik zu sozialkritischem Moralisieren. Er ist ein Künstler, verbindet alte und neuere Theaterpraktiken mit lyrischem Sprachduktus, fügt expressionistische Verfremdungseffekte und Skript zum spannungsgeladenen Gesamtkunstwerk, das die Weite zwischen Utopie und Realismus nicht ideologisch umfängt, sondern künstlerisch ausleuchtet, dann aber sich selbst überlässt. Die Stärke des Werks ist das ungedeutete Miteinander von Pathos und

Nüchternheit. Vier jugendliche Protagonisten beschreiben in Originalzitate ein Leben zwischen Drogen, Prostitution, sexuellem Missbrauch, zerbrochenen Familien. Sie reden über Hoffnungslosigkeit, reflektieren über den Weg in die Misere, artikulieren Ziele. Die Sprache ist da, wo sie zitiert, zwar hart, aber nie selbstherrlich. Ein Nachrichtensprecher verkündet absurd irrealer Visionen von einer menschlicheren Gesellschaft als Fakt, im widerspiegelnden Echo einer verwirrten Bahnhofsbettlerin gebrochen. Ein griechischer Chor wirft strophisch wiederholte poetische Kommentare in den ganz bespielten Saal, der Publikum und Bühne im Geschehen vereint. Eine schwarz gekleidete Stumme setzt deutungslose, rhythmische Klangzäsuren durch Schleifen und Trommeln mit Stöcken, durch Schütteln von mit Metallgegenständen gefüllten Blechdosen, während eine poetisch gefasste sozialkritische Analyse mimisch von einer Tänzerin in wortlose Körpersprache übersetzt wird. Diese Musen reißen den Zuschauer immer wieder



Heldin Fee, das Straßenkind, wünscht sich eine Familie.

Foto: Edgar Daudistel

aus dem Gegenstand des Geschehens und verweisen auf die Identität des sprachlichen Ausdrucks als Kunst: „Niemand spricht mehr mit niemandem und keiner hört keinem mehr zu. Wir jagen einem Gott nach, den wir Geld nennen. Es fließt ein Sehnen...durch die graue Republik. Ein Fauchen und ein Fluchen peitscht durch unser Land“, so murmelt es der wir-

kungsvoll unstilisierte, unantike Chor. Der Dichter spricht durch den Stoff des Stücks hindurch, bettet sich aber unpräzise ein in ein Gleichgewicht verschiedener Sprachebenen: Da ist die Rede vom emotionalen Entwicklungsland, von Revolutionen, die nur im Fernsehen stattfinden, genauso wie von der Selbsterfahrung eines „absolut lebens-

unwerten Lebens“. Christiane F., in Buch und Verfilmung, endete mit dem Ausblick auf eine drogenfreie und glücklichere Zukunft, die sich aber im tatsächlichen Lebenslauf der Protagonistin als Momentaufnahme entpuppte. Heins hingegen endet, mitten im Elend, mit dem einfachen Traum seiner Heldin: „Ich wünsche mir eine Familie.“